

„... MIT DEM OBERARM ÜBER MEINEN AUGEN ZU SCHLAFEN ... EINE DER WUNDEN AUS MEINER HAFTZEIT, EIN TIEFVERWURZELTER REFLEX“

Interview mit Rechtsanwalt und Notar a. D. Volker G. Heinz – Teil 1



Dr. Astrid Auer-Reinsdorff

Rechtsanwalt und Notar a. D. Volker G. Heinz leistete in den Jahren 1965/66 als Student zusammen mit anderen seiner Gruppe für 66 Personen Fluchthilfe von Ost- nach West-Berlin bevor er aufflog, am Grenzübergang Heinrich-Heine-Straße verhaftet und für mehrere Monate im Stasi-Gefängnis Hohenschönhausen verhört wurde, aber doch bald unverhofft in einem politischen Handel zwischen den Regierungen freikam. Dr. Astrid Auer-Reinsdorff hat den Berliner Rechtsanwalt und Notar a. D. und Europäer besucht. Lesen Sie über Hintergründe, Details und Gedanken, die in der Geschichte über Fluchthilfe, Gefangenschaft und die geheimen Geschäfte zwischen Ost und West unter dem Titel „Der Preis der Freiheit“ verarbeitet sind.

Dr. Auer-Reinsdorff: War das Schreiben eine Art Befreiung für Sie?

Heinz: Es gibt einen Grund, weshalb ich es 50 Jahre *nicht* geschrieben habe; dieser Aspekt ist vielleicht genauso wichtig wie der, warum ich es dann geschrieben habe. Ich hatte ja keinen Zugang hatte zu den DDR-Akten bis nach 1989, und kurioserweise zu den BRD-Akten ebenso wenig. Die Bundesregierung teilte mit, dass man kein Personal habe, um die notwendigen datenschutzrechtlichen Schwärzungen vorzunehmen und die Akten zusammenzustellen. Erst als unser ehemaliger Finanzminister Schäuble, ich glaube im Jahre 2011 oder 2012, ein Budget für die Aufarbeitung dieser gesamten Freikaufaktionen bewilligt hatte, setzte sich ein Forscherteam daran. Es entstanden drei dicke Bände einer wissenschaftlichen Aufarbeitung in Buchform in der Reihe *Dokumente zu Deutschland Politik*, meist DzD abgekürzt. Davon habe ich mir den ersten für den Zeitraum 1963 bis 1969 umgehend besorgt, schaute ins Personenregister und fand meinen Namen wiederholt. Da war endlich der Knoten geplatzt. Da sagte ich mir, jetzt könnte ich eigentlich anfangen. Etwa zur gleichen Zeit bekam ich das Bundesverdienstkreuz verliehen, ich glaube 46 oder 47 Jahre nach der Tat. Bei der sehr bewegend gestalteten Verleihung war auch meine ganze Familie anwesend. Meine vier Kinder haben mich bedrängt, das Buch endlich zu schreiben. Es ist also

sowohl eine Aufarbeitung, als auch hat es durchaus Befreiungselement, aber der Hauptanstoß waren wie gesagt meine Kinder, die das unbedingt wollten, und eben auch die Zugänglichkeit des Archivmaterials.

War der Mauerfall für Sie ein erlösender Moment?

Ja, das war ein tief emotionaler Moment. Das kann man schwer beschreiben, auch wenn ich versucht habe, es in meiner Geschichte zu beschreiben. Wer so lange überlegt hat, wie man diese Mauer überwinden kann, und dann plötzlich die Nachricht erhält, dass sie ihre Funktion verloren hat und dabei ist, abgerissen zu werden, der war einfach überwältigt. Mir ist es nicht anders als allen Deutschen gegangen, keiner hat es gewusst, keiner geahnt, und die Geschichte ihrer Öffnung ist ja in der Tat eher ein Zufall gewesen. Es ist immer wieder erstaunlich, wie sehr ein so weltbewegendes Ereignis von so wenigen Missverständnissen und Zufällen abgehängt hat.

Zufall – ist das Stichwort: Sie haben ja nie explizit darauf hingearbeitet, Fluchthelfer zu werden, aber so wie es sich liest, ergab sich ein Zufall nach dem anderen – meinen Sie manchmal, etwas in die Situation hereingerutscht zu sein, oder war dies für Sie immer beendbar?

Ja, das war es durchaus. Aber es war in der Tat auch von Zufällen geprägt, dass ich überhaupt in den Kreis der Fluchthelfer geraten bin. Ich kam nach Berlin, ohne es zu kennen, und war auch nur für zwei Semester hier, für die sogenannten Gastsemester, von der Bundesregierung subventioniert, um eben die Abwanderungsprozesse zu stoppen, mit Anreizen der Berlin-Nothilfe. Ich war bald mit einem etwa gleichaltrigen Mann befreundet, ohne zu wissen, dass er Fluchthelfer war. Der Zufall wollte es, dass ungefähr zur selben Zeit eine andere Fluchtaktion gelaufen und vom damaligen Stern veröffentlicht worden war. Während mein Freund Kaffee bereitete, beschäftigte



Verlag rororo, 1. Auflage 2016, 256 Seiten, EUR 9,99, ISBN: 978-3-499-63176-4



Volker G. Heinz

ich mich mit der Lektüre dieses Artikels und erkannte meinen Freund sofort. Er war zwar nicht mit einem Frontfoto abgebildet, aber er war ein großer, breiter, sehr kräftiger Mann mit einer sehr typischen Lederjacke, da war es einfach, ihn zu erkennen. Er hat das zwar lange geleugnet, aber schließlich zugegeben und mich ins Vertrauen gezogen. Ich habe irgendwie spontan Feuer gefangen, ich fand das so beeindruckend. Man darf dabei nicht die gesamte politische und gesellschaftliche Atmosphäre vergessen. Gerade das Jahr 1965 gehörte zu den frühen Mauerjahren, wo sowohl die DDR als auch die Sowjetunion, die das aus dem Hintergrund natürlich steuerte, versuchten, mit Schikanen die Bevölkerung einzuschüchtern und die Bundesregierung auf ihre politische Linie zu bringen. Es war eine ganz schwierige Situation. Zwar gab es den Durchhaltewillen der Bevölkerung generell, keine Frage, aber es herrschte auch eine bedrückte Stimmung. Und die Schikanen an der Grenze. In so einer Atmosphäre ist man fast täglich konfrontiert mit der Wirkung der Mauer. Ich, wie viele andere auch, wollte das nicht hinnehmen.

Was haben Sie über den Fluchttunnelbau erfahren?

Es ist interessant zu wissen, dass die „Fluchthelfer-Bosse“ in der Regel ehemalige geflohene DDR-Leute waren, zum Teil auch schon dort im Gefängnis gesessen hatten, wie zum Beispiel Hasso Herschel. Diese suchten Hilfe, insbesondere bei Planung und Bau der Fluchttunnel. Man muss sich vorstellen, so ein Tunnel, um den erfolgreich durchzuführen in einem halben Jahr mit einer Länge von zwischen 100 m und 150 m, sodass Menschen und Fluchthelfer darin kriechen oder sich bewegen können, dazu brauchen sie im Schichtwechsel ungefähr 30 bis 50 Leute. Allein die Organisation ist gewaltig: die Gefahr, dass diese mauernahen Bewegungen kontrolliert werden; wohin mit dem ganzen Erd- und Sandreich? Da gab es eine Menge an schwierigen Problemen, die aber zum großen Teil gemeistert wurden. Dennoch, 90 Prozent der Tunnel waren nicht erfolgreich. Deswegen sind ja die wenigen, die erfolgreich waren, so gefeiert worden. Insbesondere der berühmteste von allen, der „Tunnel 57“,

übrigens auch von meinem „Boss“ Wolfgang Fuchs mitgebaut, ist eine besondere Ausnahme: Er entstand in unmittelbarer Nähe eines gescheiterten Tunnels. Mit der typischen Berliner Einstellung: jetzt erst recht! Da sind 57 Flüchtlinge in einer Nacht rausgekommen, in der zweiten schon keiner mehr.

Die Tunnelbauten flogen auf – eine Alternative musste her?

Es gibt viele Beispiele von Tunneln, die nicht zum Erfolg geführt haben. Das führte dann zu einer gewissen Ratlosigkeit: Was macht man jetzt, nachdem spektakuläre Einzelfluchten mit hohen technischen und logistischen Aktionen nur wenigen zu Gute kommen konnten? Die Hauptalternative zum Tunnel waren die Autofluchten, insbesondere in umgebauten Koffer- oder Motorräumen von Pkws. Da boten sich natürlich die berühmten amerikanischen Schlitten an, die sehr groß waren, die sehr viele unbenutzte Räume hatten. Aber auch diese Methode kam schrittweise zu ihrem Ende, da die DDR-Leute natürlich ein besonderes Auge auf große amerikanische Schlitten warfen, nachdem sie die ersten Verstecke entdeckt hatten.

Wie organisierten Sie Ihre Fluchthilfen?

Woran ich beteiligt war, ist in gewisser Weise auch ein Zufall. Wir hatten darüber nachgedacht, wer eigentlich Checkpoint Charlie ohne Kontrolle passieren könne: hohe Regierungsmitglieder, Diplomaten und das alliierte Personal, die Militärfahrzeuge, einschließlich der Fahrer und Passagiere, wurden nicht durchsucht. Ich habe dann auch einige tölpelhafte, von Anfang an zum Scheitern verurteilte Versuche unternommen, mit Amerikanern, Engländern und Franzosen in deren Militärgelände ins Gespräch zu kommen. Aber dann dachten wir, es kommt eigentlich nur ein Diplomat in Frage. In der Tat hat Wolfgang Fuchs es dann geschafft, einen syrischen Diplomaten zu engagieren, der offensichtlich aus pekuniären Erwägungen heraus mitgemacht hat. Er war der damalige Generalkonsul der syrischen-arabischen Republik, berufen als solcher von dem Vater des heutigen syrischen Präsidenten. Er wurde später nach unserer Entdeckung in Syrien in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Ihm gelang es aber, auf der Reise nach Syrien bei einer Zwischenlandung dem ihn begleitenden Stasi-Offizier in Zypern zu entkommen; ihm wurde Asyl in der Bundesrepublik gewährt.

Zunächst besorgten wir dem Generalkonsul, der offensichtlich schlecht bezahlt war, ein vernünftiges Auto. Das ist, so vermute ich, Wolfgang Fuchs über seine CDU-Kontakte gelungen. Dann ging es im Wesentlichen darum, jemanden zu finden, der als Kurier, wie die DDR es gerne nannte, oder als Zubringer die Flüchtlinge in dieses Auto schaffte. Das ist nicht so einfach, wenn man einen Moment darüber nachdenkt: Erstens kann es nicht irgendwo in der Stadt passieren, wo 1000 Fenster sind, da können 1000 Paar Augen dahinter sein. Es konnte auch nicht bei hellichtem Tage passieren, jedenfalls hielten wir das für unklug, also möglichst in der Nacht. Da gab es allerdings wiederum ein Problem: Wenn es zu spät war, dann wurde die Mitternacht versäumt, zu der man spätestens Ost-Berlin verlassen musste. Als westdeutscher Personalausweisinhaber hatte ich einerseits das Privileg, mit Besuchsvisum in den Ostteil Berlins einzu-

reisen, andererseits musste ich aber auch um 24 Uhr Ost-Berlin verlassen haben. Aber ich hatte nicht das Privileg, durch Checkpoint Charlie zu gehen wie alle Ausländer. Dann musste ich als Zubringer und Kurier alles – das ist das wirkliche Problem dabei – so gestalten, dass die Betroffenen nicht wissen, was für ein Auto das ist, welches Nummernschild es trägt, wie der Fahrer aussieht etc. Das kriegen Sie nur geregelt, wenn Sie es in der Dunkelheit machen, und wenn Sie sozusagen das Überraschungsmoment auf Ihre Seite ziehen. Ich habe zwar den Flüchtlingen kurz vor dieser jeweiligen Einsteigeaktion gesagt, dass ich sie in einen Kofferraum verfrachten werde, damit sie auch nur halbwegs vorbereitet waren. Ich habe natürlich nichts gesagt über die Nationalität des Fahrers, den Wagen, die Farbe etc. Vorab hatte ich die Übergaborte selbst erkundet, und wenn das Fahrzeug sich näherte, mit Abblendlicht, dann haben wir uns kurz über Fernlicht und meine kleine Taschenlampe durch Lichtzeichen verständigt. Wir hatten bestimmte Signale vereinbart, „Abbrechen“, oder „Alles ok“, das waren ja eigentlich die wichtigsten Informationen. Dann näherte sich der Wagen des Generalkonsuls, immer noch mit Abblendlicht, und im letzten Moment machte er das Fernlicht an, was alle blendete. Dann riss ich einfach den Kofferraum auf und die sollten sich dann so schnell als möglich hineinlegen. Die waren so aufgeregt, glauben Sie mir, die hatten gar nicht die Ruhe, um darüber nachzudenken, wie sieht das Nummernschild aus, wer sitzt am Steuer. In der Nacht sind alle Katzen grau und alle weißen Mercedes auch, im Grunde war es, wie gesagt, sowohl die Nacht als auch die Überraschung, die es den meisten nicht gestatteten, Details festzuhalten. Es gab einen besonderen Fall, bei dem ein verliebter junger Mann zurückkehrte, ohne uns zu unterrichten. Dieser Rückkehrer konnte nicht wirklich verlässliche Details berichten, aber natürlich konnte er eine Personenbeschreibung von mir abgeben.

Führte Verrat zu Ihrer Entdeckung?

Dieser Rückkehrer war auch einer der drei Gründe, weshalb letzten Endes die Aktion trotz ihres großen Erfolges mit 66 ausgeschleusten Personen aufflog. Der zweite Grund war, dass die DDR, als sie den Verdacht hatte, dass das eigentlich über den Checkpoint Charlie passieren müsste, dort optische Geräte installierte, die jedes Fahrzeug über circa drei Monate bei der Ein- und Ausreise optisch vermaßen; nämlich einmal den Abstand zwischen Unterboden und Straße, andererseits den Winkel der Hinterräder, nicht beladen, beladen, also vertikal oder leicht geneigt. Ich habe diese handschriftlichen Aufzeichnungen selbst gesehen. Ich war erstaunt, damals gab es ja noch keine Computer, mit welchen einfachen Mitteln und enormen Aufwand dort gearbeitet wurde. Der dritte Grund war in der Tat Verrat, oder man könnte auch sagen Spionage der DDR. Denn es war ihr gelungen, einen Mann als Maulwurf einzuschleusen, der sich als Interessent für die Ausreise eines Flüchtlings ausgab. Ich bin dann am Checkpoint Heinrich-Heine-Straße verhaftet worden.

Haben Sie Kontakt zu Personen, denen Sie zur Flucht verhelfen?

Der letzte Fluchtversuch misslang. Die dabei involvierten Flüchtlinge sind auch die einzigen, mit denen ich nach meiner und deren Freilassung Kontakt aufnahm.

Ich habe ja grundsätzlich keine Namen gekannt. Was ich nicht weiß, kann ich nicht verraten. Es ist tatsächlich auch nur einem einzigen Flüchtling gelungen, mich zu identifizieren, nach rund 45 Jahren.

Wie ist es Ihnen nach Ihrer Verhaftung ergangen?

In der DDR verhaftet zu sein, war kein Zuckerschlecken. Dennoch muss ich sagen, wenn ich so die Erinnerungen lese, die meine Mitverhafteten zu Papier gebracht haben, da ist es mir im Vergleich wirklich erträglich ergangen. Die DDR behandelte ihre Bürger wesentlich schlechter als die Westbürger, die wertvolle Ware im politischen Handel waren. Trotzdem waren die Methoden teilweise Folter: Schlafentzug ist auch eine Form von Folter. In meinem Falle, ich war damals ein relativ starker Raucher, kompletter Nikotinentzug – ok, ich war zu jung, um darunter wirklich zu leiden, aber viel schwieriger sind ja die psychischen Belastungen wie keinerlei Kontakt, mit absolut niemandem. Ich habe nur zwei Mal meinen Anwalt gesehen, und das auch nur sehr kurz, ansonsten waren meine Kontaktpersonen der Vernehmer, zwei eigentlich, und die Läufer, die das Schlüsselbund verwalteten und mich aus der Zelle abholten und wieder zurückbrachten. In der Freistunde gab es niemanden, den man treffen konnte, es wurde peinlichst darauf geachtet, dass kein Zelleninsasse andere kennenlernte. Man spielte natürlich in Gedanken, irgendeinen Kontakt mit nachbarlichen Zellen aufzunehmen. Ich habe das von Anfang an abgelehnt, einfach weil mir die Entdeckungsfahrer „geheimer“ Nachrichten zu groß erschien: Ich erzähle Ihnen kurz, wie das ist. Die Leute klopfen. Insbesondere an den Toilettenanlagen oder Wänden zu den Nachbarzellen. Das konnte auch jeder Wachmann mithören. Da wollte ich nichts Persönliches preisgeben.

Wie sah der Alltag in Stasi-Haft aus?

Wir wurden um fünf Uhr geweckt und mussten sofort aufstehen, um unsere tägliche Wasserration zu erhalten. Wir hatten eine Plastikschüssel, in die durch die Klappe in der Tür Wasser aus einem Schlauch geleitet wurde. Da haben Sie dann die Wahl, was Sie damit machen. Wenn Sie sich damit die Hände waschen wollen, ist das Wasser nicht mehr trinkbar. Sie hätten natürlich aus der Toilette Wasser holen können, das schien nicht so appetitlich zu sein ... Sie durften vor allem am Tage nicht auf der Holzpritsche liegen. Es gab einen kleinen Kiefernholztisch, es gab zwei lehnenlose Holzstühlchen, das Bett bestand aus einem reinen Holzbrett, mit einer leicht angeneigten Kopfseite. Das Holzbrett war für meine Größe zu klein, so habe ich regelmäßig meine Füße unten rausbaumeln lassen müssen. Um neun Uhr war Schlafenszeit. Was ich besonders bedrückend empfand war, dass man sich nicht die Decke über den Kopf ziehen durfte, weil die dann panische Angst draußen hatten, man würde Selbstmord begehen. Dann blieb mir eigentlich nichts anderes übrig, als zum Schluss meinen Arm über die Augen zu legen. Das ist ein massiver Eingriff in die Schlafgewohnheiten. Das war mir gar nicht bewusst, ich habe nur festgestellt: Es hat ca. 20 Jahre gedauert, bevor ich damit aufgehört habe.

Wurden Sie dann immer überwacht, weil Sie sagten, dass Sie nicht liegen durften?

Natürlich. Sie müssen sich vorstellen, auf diesen Zellenhängen da lief ständig einer auf und ab. Die Tür hatte

so ein kleines Guckloch, da guckten die Aufpasser alle drei bis fünf Minuten durch. Das ist natürlich bewusst so angeordnet, um deutlich zu machen: Hier gibt es kein Privatleben! Nachts drückten sie beim Durchgucken jedes Mal den Lichtknopf! Das ist der entscheidende Punkt, an dem man gar nicht mehr zum Schlafen kommt, es sei denn, man zieht sich irgendwas Dunkles über den Kopf, oder, in meinem Falle, Sie lernen, mit dem Arm über der Augenpartie zu schlafen.

Neben diesen simplen, aber sehr effektiven Einengungsmaßnahmen, so möchte ich sie mal nennen, haben Sie natürlich die komplette Ungewissheit, was mit Ihnen passiert. Ich hatte ja keinen wirklichen Verteidiger und schon gar nicht einen, der mich auf dem Laufenden hielt zum Stand des Verfahrens. Das wäre drüben auch völlig sinnlos gewesen, da die Urteile mit der „Stasi im Ohr“ von der Staatsanwaltschaft beantragt und von Gericht genauso erkannt wurden.

Was sind Ihre Gedanken im Zusammenhang mit Ihrem Freikauf?

Man muss wissen, dass die DDR natürlich nicht jeden Häftling gleichermaßen behandelte. Wenn Sie Prominente oder Pseudo-Prominente einsitzen hatten – ich würde mich mal Pseudo-Prominenter nennen, nicht deswegen, weil ich etwa selbst prominent gewesen wäre, sondern weil ich prominente Gönner hatte –, da war klar, die mussten mich halbwegs gut behandeln, also auf gut Deutsch, nicht züchtigen, nicht verletzen, nicht total brechen. Es hat ja auch relativ rasch geklappt, dass ich wieder rausgekommen bin, das war „nur“ nach einem knappen Jahr. Aber das alles weiß man ja vorher nicht. Ich glaube, meine Mutter hat wahrscheinlich ähnliche Schmerzen wie ich erlitten. Für meinen Vater waren meine Fluchthelferaktivitäten eigentlich unverständlich, wobei ich dazu sagen will, wir haben uns später wieder versöhnt. Er war doch sehr enttäuscht von mir. Wir dürfen nicht vergessen, ich hatte zwischendurch auch mal einen Studienwechsel, erst Maschinenbau, dann ein halbes Jahr in England, um Englisch zu lernen, habe das verbunden mit einem Vorpraktikum, dann gehe ich für drei Semester Jura nach Heidelberg, dann ein Jahr nach Berlin, wo ich erst einmal ein Vordiplom in Volkswirtschaft gemacht habe, weil mich das so interessierte, dann wieder Jura in Bonn, und dann setze ich mich in den Knast für ein Jahr. Ich war 23 und hatte sozusagen nichts vorzuweisen.

Wenn man selbst Vater ist, kann man das jetzt leichter nachvollziehen. Dessen ungeachtet denke ich, dass ihn seine eigene Hilflosigkeit am meisten bedrückte, und die sehr emotionale Situation meiner Mutter natürlich. Das hat ihn sehr belastet. Nicht nur meine Torheiten oder meine physische Abwesenheit, meine Gefährdung, die Ungewissheit, sondern eben auch täglich mit dem mütterlichen Leid umzugehen. Deswegen war auch seine allererste Frage nach der Freilassung an mich: „Wer hat dir das Recht gegeben, deiner Mutter das anzutun?“ Was sollte ich da sagen, außer: „Ich“?

Dann hat er mich finanziell zusätzlich unter Druck gesetzt und sagte, ich müsste jetzt in der Regelstudienzeit abschließen, plus maximal ein Semester angesichts der besonderen Umstände. Er hat es erreicht. Ich habe wie ein Tier gearbeitet – und einundeinhalb Jahre nach

Freilassung war ich Referendar. Ich habe das als sehr anstrengende, aber auch befreiende Zeit empfunden, weil ich physisch und psychisch wieder frei war, und ich wollte diesen Vorwurf des Versagers oder des Trödelns nicht auf mir sitzen lassen. Er wusste gar nicht, dass ich bereits ins Examen gegangen war. Als ich es bestanden hatte, habe ich ihm die Kopie meines ersten Staatsexamens per Einschreiben ohne Begleitschreiben zugeschickt. Das war auch nicht gerade einfühlsam aus heutiger Sicht, aber brachte zum Ausdruck: „Ich habe geliefert.“ Damit endeten unsere Spannungen.

Ich habe viele Leute kennengelernt, die im Gefängnis gebrochen worden sind, die einfach für das normale Leben nicht mehr tauglich waren, weil sie die Haft nicht beiseiteschieben konnten.

Wie gehen Sie mit Vertrauen heute um – sind Sie durch den Verrat nachhaltig geprägt oder war es durch das System erwartbar?

Ich bin grundsätzlich ein optimistischer Mensch, auch jemand, der Dinge anfasst und hoffentlich auch vernünftig zu Ende bringt. Natürlich, es gab immer Zweifel, andererseits war mir rational völlig klar: Es gibt keine Möglichkeit, wirklich verlässlich für Sicherungen zu sorgen, dass so eine Sache nicht entdeckt wird. Es war ja kein Verrat im engeren Sinne, ich bin ja nicht aus der eigenen Gruppe verraten worden, sondern es war ein eingeschleuster IM. Aber ich hatte unbedingtes Vertrauen in meine Fluchthelferfreunde.

Wie haben Sie reagiert, als Sie erfuhren, dass einige Fluchthelfer mehr aus finanziellem Anreiz agierten?

Enttäuschend fand ich das schon. Wolfgang Fuchs, um den mal herauszugreifen, mit dem ich am engsten zusammengearbeitet habe, war ein Mann, der begeistern konnte, der also einen „gesunden DDR-Hass“ hatte, um das alles auch in Angriff zu nehmen. Er hat seine eigene Frau und seine eigenen Kinder auch selbst rausgeholt. Er musste ja von irgendetwas leben, da Fluchthilfe ein Vollzeitjob war. Es hat mich nachdenklich gestimmt, als mir nachträglich deutlicher geworden ist, in welchem Maße die Flüchtlinge oder deren Familien Zahlungen geleistet haben – pro Flüchtling 15.000 Mark. Ich war, wenn Sie so wollen, der Mittäter einer teil-kommerziellen Fluchthilfe, aber für mich war die Entscheidung klar. Ich hatte auch den Luxus, dass ich einen anständigen Wechsel von Zuhause bekam, und deswegen nicht auf Geld angewiesen war, aber ich hätte ja auch gierig werden können. Wenn du so viel verdienst, warum ich so wenig. Das war nie Gegenstand meiner Überlegungen.

Lesen Sie im nächsten Berliner Anwaltsblatt, Heft 3/2018, den zweiten Teil des Interviews mit Rechtsanwalt und Notar a. D. Volker G. Heinz.

Die Fragen stellte Dr. Astrid Auer-Reinsdorff, Fachanwältin für IT-Recht,
www.auer-company.de.